

3. Literatur:

3.1. Einleitung:

Literatur im Gegensatz zur Geschichtsschreibung legt ihren Schwerpunkt auf die Fiktion anstatt auf nachprüfbarere Fakten. Besondere Schicksale werden in der Literatur exemplarisch erzählt und erhalten dadurch eine allgemeine Bedeutung. Ob sich die Ereignisse so zugetragen haben, tritt hinter der Frage zurück, ob die dargestellten Handlungen der Figuren wahrscheinlich sind. In großer Literatur werden also menschliche Verhaltensweisen exemplarisch dargestellt.

Wer sich mit Literatur beschäftigt, fördert sein Vermögen, Motivationen von Handlungen einzelner Menschen und Menschengruppen besser zu verstehen. Wer eine Ahnung davon hat, wie Menschen aus welchen Gründen heraus handeln, der findet sich auch in der realen Welt besser zurecht. Der gebildete Leser wird sich kein falsches Bild vom Menschen machen, sondern ein realistisches. Er wird den Menschen weder als ausschließlich schlecht noch als ausschließlich gut erfahren, denn die Literatur lehrt, dass die Welt nicht in ein simples Gut oder Böse eingeteilt werden kann. Sie zeigt vielmehr den Menschen mit seinen Stärken und Schwächen, wozu er fähig ist und wozu er fähig wäre.

Über diese Eigenschaft der Literatur hinaus lernt man durch das Lesen von literarischen Schätzen der eigenen und fremden Kultur sich selbst und einander besser kennen, denn obwohl in der Literatur nicht die faktische Geschichte wiedergegeben wird, so doch ein kulturelles Gedächtnis in Form von exemplarischen Schicksalen, in denen sich auch größere Zeitläufe spiegeln. Indem man in der Auseinandersetzung mit der Literatur erkennt, wie fruchtbar ihr Austausch über Sprachgrenzen hinweg war und ist, lernt man neben der eigenen auch fremde Kulturen wertschätzen.

In der Regel wird man sich aber in der Literatur besser zurechtfinden, die man problemlos im Original lesen kann, denn in der Originalsprache sind die Nuancen des Sprachkunstwerks besser bewahrt als in jeder Übersetzung. Weil Sprache als das Material der Literatur in ihr auf mannigfache Weise aufgegriffen und gestaltet wird, sensibilisiert das Lesen von Literatur auch für den Ausdrucksreichtum der Sprache. Diese Sensibilisierung der Sprache gegenüber darf nicht unterschätzt werden. Wer bewusster formuliert, denkt genauer und umgekehrt. Damit ist man weniger anfällig für verführerische Phrasen, hinter denen sich gefährliches Gedankengut verbergen kann.

Angesichts einer Flut von Informationen und einem Alltag, der oft als abgehetzt empfunden wird, findet der Leser in der Lektüre Ausgleich sowie die oben beschriebene Orientierung. Nach und nach bildet sich der Leser durch seine Lektüre einen Kanon, der ihm kulturelle Vergleiche gestattet und zu einer tiefergehenden Geschmacksbildung führt. Wer derart in der Kultur wurzelt, wird nicht jeder schnelllebigen Mode hinterherhecheln.

Wie jede Kunstform so braucht auch die Literatur Rezipienten, die sie aufnehmen, deuten und aufgreifen. Auf diese Weise bewahren die Rezipienten das oben beschriebene kulturelle Gedächtnis der Menschheit. Wer dieses Gedächtnis meint mit Geringschätzung strafen zu können, der darf sich nicht wundern, dass ihm die oben beschriebene Orientierung verwehrt bleibt:

„Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.“

(Johann Wolfgang von Goethe, West-östlicher Diwan)

Von Marco Schäfer

3.2. Herodot und Thukydides: Herrscher, Untertanen und Bürger in der Antike:

Die beiden bekanntesten Historiker dieser Zeit waren Herodot und Thukydides. Ersterer schrieb u.a. über die Kriege der Griechen gegen die Perser und letzterer über den großen Krieg der Griechen untereinander. Dabei beschreiben diese Zeitzeugen außerordentlich anschaulich und unterhaltsam, wie sich Menschen in den verschiedensten Situationen verhalten haben. Vieles von dem ist auch auf unsere Zeit sehr gut übertragbar, weil die Menschen im wesentlichen gleich geblieben sind: Mut und Feigheit, Treue und Verrat, Vernunft und Dummheit sind Konstanten menschlichen Daseins bis heute. Daher werden viele überrascht sein, mit welch tiefgründigen, aber dennoch sehr verständlichen Worten jene Autoren menschliches Verhalten in vielen seiner Facetten abgebildet haben, das zudem noch bis auf den heutigen Tag höchst aktuell ist.

Geld und Macht allein machen nicht glücklich

Herodot (1, 30 - 33): Solon-Kroisos-Logos:

Gerade um der Gesetze willen sowie um die Welt zu sehen, war Solon außer Landes gegangen und zu Amasis nach Ägypten gekommen. Er gelangte auch nach Sardes zu Kroisos. Nach seiner Ankunft ließ ihn Kroisos im Palast gastlich aufnehmen. Am dritten oder vierten Tage mussten ihn Diener auf Kroisos' Geheiß in die Schatzkammer führen und alle die großen und reichen Schätze des Königs zeigen. Als er alles gesehen und nach Wunsch betrachtet hatte, fragte ihn Kroisos: „Gastfreund aus Athen, verschiedene Kunde über Dich ist zu uns gedrungen, über deine Weisheit und deine Reisen. Man hat uns erzählt, Du habest als Freund der Weisheit, und um die Welt kennenzulernen, viele Länder der Erde besucht. Nun möchte ich Dich doch gern fragen, ob du schon einen Menschen gefunden hast, der am glücklichsten auf Erden ist.“ Er erkundigte sich danach, weil er meinte, selbst der glücklichste Mensch auf Erden zu sein. Solon jedoch wollte ihm nicht schmeicheln, sondern die ganze Wahrheit sagen. Er sprach daher: „Ja, König, Tellos aus Athen!“ Kroisos staunte über das Wort und fragte gespannt: „In welcher Hinsicht, meinst Du, sei Tellos der glücklichste?“ Solon antwortete: „Tellos lebte in einer blühenden Stadt, hatte treffliche, wackere Söhne und sah, wie ihnen allen Kinder geboren wurden und wie diese alle am Leben blieben. Er war nach unseren heimischen Begriffen glücklich, und ein herrlicher Tod krönte sein Leben. In einer Schlacht zwischen Athenern und ihren Nachbarn in Eleusis brachte er durch sein Eingreifen die Feinde zum Weichen und starb den Heldentod. Die Athener begruben ihn auf Staatskosten an der Stelle, wo er gefallen war, und ehrten ihn sehr.“

Als Solon den Kroisos durch die Geschichte von Tellos, indem er so viel Gutes über ihn sagte, noch wissbegieriger gemacht hatte, fragte der König weiter, wen er denn für den Zweitglücklichsten halte. Er hoffte doch, wenigstens die zweite Stelle in der Glückseligkeit zu erhalten. Aber Solon sagte: „Kleobis und Biton. Diese beiden Brüder - sie stammten aus Argos - hatten ein gutes Auskommen und waren körperlich sehr stark. Beide wurden gleichzeitig Sieger in Wettkämpfen. Man erzählt folgende Geschichte von ihnen: Auf einem Herafest in Argos musste ihre Mutter auf jeden Fall in einem Fahrzeug in den Tempel gefahren werden. Die Stiere aber waren nicht rechtzeitig vom Felde zur Stelle. Die Zeit drängte. Da traten die jungen Männer selbst unter das Joch und zogen den Wagen, in dem ihre Mutter saß. Sie liefen 45 Stadien und kamen zum Tempel. Nach dieser Tat, die das ganze versammelte Volk gesehen hatte, wurde ihnen der schönste Tod zuteil. An ihnen offenbarte Gott, dass der Tod für den Menschen besser sei als das Leben. Die umstehende Menge der Argeier lobte die Kraft der jungen Männer. Die Frauen aus Argos aber priesen ihre Mutter, daß sie solche Kinder geboren habe. Hoherfreut über die Tat und den Ruhm ihrer Söhne, trat die Mutter vor das Götterbild und betete, die Göttin möge ihren Kindern Kleobis und Biton, die ihre Mutter so hoch geehrt hätten, das Schönste verleihen, was ein Mensch erlangen kann. Als sie nach diesem Gebet geopfert und am Mahl teilgenommen hatten, schliefen die Jünglinge unmittelbar im Tempelbezirk ein und wachten nicht mehr auf. Sie fanden dieses Ende.

Die Argeier ließen Standbilder von ihnen machen und stellten sie in Delphi auf als Bilder edler und wackerer Männer.“

Ihnen also gab Solon die zweite Stelle in der Glückseligkeit, Kroisos aber rief aufgeregt:

„Gastfreund aus Athen, und mein Glück erachtest Du so tief, dass Du mich gar unter diese einfachen stellst?“ Solon erwiderte: „Lieber Kroisos, wo ich doch weiß, dass das ganze göttliche Walten neidisch und unbeständig ist, fragst Du mich nach menschlichen Dingen. ...

Mir erscheinst Du gewiss sehr reich und ein König über viele Menschen. Aber das, wonach Du mich fragst, kann ich Dir nicht eher beantworten, als bis ich erfahren, dass Du dein Leben auch glücklich beendet hast. Denn der Reiche ist nicht glücklicher als einer, der gerade für einen Tag genug zum Leben hat, wenn er seinen ganzen Reichtum bis an sein glückliches Lebensende genießen darf. Viele sehr reiche Menschen sind unglücklich; viele, die nur mäßig viel zum Leben besitzen, sind glücklich. Der unglückliche Reiche hat nur in zwei Stücken etwas dem Glücklichen voraus, dieser aber vieles vor Reichen und Unglücklichen. Der Reiche kann seine Gelüste befriedigen und schwere Schicksalsschläge einfacher tragen. Der andere aber hat folgendes mehr als jener: zwar wird er, weil er nicht reich ist, mit seinen Wünschen und Schicksalsschlägen nicht in gleicher Weise fertig wie jener. Aber sein guter Stern hält sie von ihm fern. Er ist unversehrt, gesund, ohne Leid, glücklich mit seinen Kindern und wohlgestaltet. Wenn er dann noch einen schönen Tod hat, dann ist er eben der, nach dem Du suchst, ein Mensch, der wahrhaft glücklich zu nennen ist. Vor dem Tode aber muss man sich im Urteil zurückhalten und darf niemanden glücklich nennen, sondern nur vom Schicksal begünstigt. Dass aber alles das, was zur Glückseligkeit gehört, bei einem Menschen zusammentrifft, ist unmöglich. Auch ein Land besitzt nicht alles, was es braucht; vielmehr hat es das eine und entbehrt das andere. Das beste Land ist das, das am meisten besitzt. So erfüllt auch der Mensch als Einzelwesen sich nicht selbst. Das eine hat er, etwas anderes entbehrt er. Der Mensch aber, der das meiste seines Bedarfes besitzt und in diesem Besitze lebt und glücklich sein Leben beendet, der, König, verdient nach Meinung den Namen eines Glücklichen. Überall muss man auf das Ende und den Ausgang sehen. Vielen schon winkte die Gottheit mit Glück und stürzte sie dann ins tiefste Elend.“ So sprach er und schmeichelte Kroisos nicht. Dieser ließ ihn ohne eines weiteren Wortes zu würdigen, von sich gehen. Kroisos hielt ihn sogar für einen großen Toren, weil er das Glück der Gegenwart nicht gelten ließ und immer nur auf das Ende hinwies.

Wer gut arbeitet, soll auch gut feiern

Herodot (2, 173): Pharaon Amasis über seinen Herrschaftsstil:

Seine Tageseinteilung hatte er so geordnet: Vom frühen Morgen bis zur Mittagsstunde erfüllte er die anfallenden Arbeiten mit großem Eifer; von da ab aber zechte er, scherzte mit seinen Tischgenossen, war leichtfertig und lustig. Seine Freunde ärgerten sich darüber; sie wollten ihm den Kopf zurechtsetzen und sagten: „König, Du hältst dich nicht wie Du sollst, wenn Du Dich arger Leichtfertigkeit hingibst. Du müsstest ernst auf erhabenem Thron sitzen und den ganzen Tag über schaffen. Dann würden die Ägypter merken, dass ein wirklich großer Mann über sie herrscht, und Du stündest in besserem Ruf. So aber lebst Du durchaus nicht wie ein König.“ Darauf antwortete Amasis: „Den Bogen spannt man nur, wenn man ihn braucht; hat man ihn benutzt, entspannt man ihn wieder. Hielte man ihn dauernd in Spannung, würde er zerbrechen; und wenn man ihn bräuchte, wäre er nutzlos. So ist es auch mit des Menschen Art. Wenn er immer nur ernst und fleißig ist und Scherz und Spaß keinen Raum gönnt, dann wird er, ohne es zu merken, ganz toll oder völlig erschöpft. Weil ich das weiß, lasse ich jedem seinen Teil zukommen.“ Diese Antwort gab er seinen Freunden.

Andere Länder, andere Sitten

Herodot (3, 38): Über den Respekt gegenüber fremdartigen Kulturen:

Wenn man alle Völker der Erde aufforderte, sich unter all den verschiedenen Sitten die trefflichsten auszuwählen, so würde jedes nach genauer Untersuchung doch die eigenen allen anderen vorziehen. So sehr ist jedes Volk davon überzeugt, dass seine Lebensformen die besten sind. Es ist also ganz natürlich, dass nur ein Wahnsinniger über so etwas (gemeint sind ihm fremde Sitten) spotten kann. Dass alle Völker so in Sitten und Bräuchen denken, zeigt unter genügend anderen folgendes Beispiel: Als Dareios König war, ließ er einmal alle Griechen seiner Umgebung zu sich rufen und fragte sie, um welchen Lohn sie bereit wären, die Leichen ihrer Väter zu verspeisen. Die aber antworteten, sie würden das um keinen Preis tun. Darauf rief Dareios die indischen Kalatier, die die Leichen der Eltern essen, und fragte sie in Anwesenheit der Griechen - durch einen Übersetzer erfuhren sie, was er sagte - um welchen Preis sie ihre verstorbenen Eltern verbrennen möchten. Sie schrien laut auf und baten ihn inständig, solch gottlose Worte zu lassen. So steht es mit den Sitten der Völker, und Pindar hat meiner Meinung nach recht, wenn er sagt, die Sitte sei aller Wesen König.

Wer soll herrschen?

Herodot (3, 80 - 82): Diskussion verschiedener Verfassungstypen bei den Persern:

Otanes riet, die Regierungsgewalt in die Hände der Gesamtheit der Perser zu legen; er sagte folgendes: „Mir scheint, ein einzelner von uns darf nicht Alleinherrscher werden; das ist nicht erfreulich und gut für uns. Ihr seht alle, wie weit der Frevelmut des Kambyses gegangen ist. Auch unter dem Übermut des Magers hattet ihr zu leiden. Wie kann die Alleinherrschaft eine wohlgeordnete Einrichtung sein, wenn es darin dem König erlaubt ist, ohne Verantwortlichkeit zu tun, was er will. Auch wenn man den Allerbesten zu dieser Stellung erhebt, würde er seiner früheren Gesinnung untreu werden. Selbstüberhebung befällt ihn aus der Fülle von Macht und Reichtum, und Neid ist dem Menschen von Anfang schon angeboren. Mit diesen Eigenschaften besitzt er aber auch schon alle anderen Laster. Aus Selbstüberhebung und Neid begeht er viele Torheiten. Freilich sollte gerade ein Alleinherrscher ohne alle Missgunst sein; besitzt er doch alle Güter. Aber seinen Mitbürgern gegenüber zeigt er sich als das Gegenteil. Er beneidet die Besten um ihr bloßes Dasein und Leben, er freut sich über die schlechtesten Bürger und ist gern bereit, auf Verleumdungen zu hören. Und was am allerwenigsten zusammenpasst: Wenn man ihn in maßvoller Weise bewundert, ärgert er sich, dass man ihm nicht ehrerbietig genug begegnet; erweist man ihm aber höchste Achtung, dann ärgert er sich, dass man ihm schmeichelt. Das Schlimmste aber sage ich jetzt erst: Er rührt an den altüberlieferten Ordnungen, er vergewaltigt Frauen und tötet ohne Richterspruch. Wenn dagegen die Menge herrscht, hat dieses Regiment zunächst den allerschönsten Namen: Gleichheit vor dem Gesetz. Außerdem aber ist sie von allen den Fehlern frei, die die Alleinherrschaft aufweist. Sie besetzt die Ämter durch das Los, die Verwalter der Ämter sind verantwortlich; alle Beschlüsse werden der Gesamtheit vorgelegt. So meine ich also: Wir schaffen die Alleinherrschaft ab und geben der Menge die Macht; denn auf der Masse des Volkes ruht der ganze Staat!"

Das war der Antrag des Otanes. Megabyzos aber empfahl, die Macht einer beschränkten Zahl zu geben, und sagte. „Was Otanes über die Abschaffung des Königtums sagt, ist auch meine Meinung. Wenn er aber rät, die Menge zum Herrscher zu machen, dann hat er damit nicht das Rechte getroffen. Es gibt nichts Unvernünftigeres und Hochmütigeres als die blinde Masse. Es ist aber unerträglich, dem Übermut eines Alleinherrschers zu entfliehen und in die Selbstüberhebung einer zügellosen Masse hineinzugeraten. Jener weiß doch wenigstens, was er tut; die breite Masse aber handelt ohne Einsicht. Woher auch sollte dem Volke Vernunft kommen? Es hat das Gute weder gesehen noch von sich aus; vielmehr stürzt es sich ohne Verstand einem Bergstrom gleich auf die Staatslenkung und treibt sie voran. Nur wer den Persern Böses gönnt, ziehe das Volk zur Regierung

heran. Wir sollten die Regierung aus den besten Männern bilden, denen wir die Macht übertragen; zu diesen gehören wir auch selbst. Die besten Männer werden billigerweise auch die besten Entschlüsse fassen." Diese Meinung trug Megabyzos vor.

Als dritter äußerte sich Dareios und sagte: „Die Meinung des Megabyzos über die Masse billige ich, nicht aber, was er über die Oligarchie sagt. Drei Verfassungen sind möglich. Nehmen wir sie alle in ihrer vollkommensten Form an, also die vollkommenste Demokratie, die vollkommenste Oligarchie und die vollkommenste Monarchie, so überragt die letzte die anderen beiden, wie ich behaupte, bei weitem. Es gibt offenbar nichts Besseres als die Einzelregierung des besten Mannes. Bei dieser Gesinnung wird er ohne Tadel für sein Volk sorgen. Beschlüsse gegen Volksfeinde werden am besten geheimgehalten. In einer Oligarchie dagegen entstehen oft heftige persönliche Feindschaften, wenn viele ihre Tüchtigkeit vor der Gesamtheit unter Beweis stellen wollen. Jeder bemüht sich, an der Spitze zu sein und seine Meinung durchzusetzen. So geraten sie untereinander in arge Feindschaft. Daraus entstehen Parteiwirren, es kommt zum Mord. Schließlich führt das alles wieder hinaus auf die Monarchie; und sieht man, um wieviel sie doch die beste Staatsform ist. Wenn aber das Volk herrscht, dann bleibt es nicht aus, dass Gemeinheit auftritt. Kommt aber diese in der Gemeinschaft auf, dann entstehen zwar keine Feindschaften unter den Schlechten, wohl aber starke Freundschaften; denn die, die das Gemeinwesen schädigen, tun es gemeinsam und stecken ihre Köpfe zusammen. Das geht so lange, bis ein Führer des Volkes ihrem Treiben ein Ende setzt. Dafür preist ihn das Volk, und der Gepriesene erscheint wieder als Alleinherrscher. Hier zeigt sich auch an ihm wieder, dass die Monarchie die beste Verfassung ist. Um alles kurz zusammenzufassen: Wie ist denn das Perserreich frei geworden? Wer hat ihm die Freiheit gegeben? Das Volk, die Oligarchie oder die Monarchie? Ich habe also die Überzeugung: Wir haben durch einen Mann die Freiheit bekommen; an ihr müssen wir festhalten. Überhaupt sollten wir die altüberlieferte Verfassung, die so gut ist, nicht abschaffen; das ist immer von Übel."

Stärke durch Demokratie

Herodot (5, 78): Herodots Meinung über die Demokratie:

Die Athener waren stark geworden. Das bürgerliche Recht des freien Wortes für alle ist eben in jeder Hinsicht, wie es sich zeigt, etwas Wertvolles. Denn als die Athener von Tyrannen beherrscht wurden, waren sie keinem einzigen ihrer Nachbarn im Kriege überlegen; jetzt aber, wo sie frei von Tyrannen waren, standen sie weitaus an der Spitze. Daraus ersieht man, daß sie als Untertanen, wo sie sich für ihren Gebieter mühten, sich absichtlich feige und träge zeigten, während jetzt nach ihrer Befreiung ein jeder eifrig für sich selbst schaffte.

Zuviel Macht in einer Hand verführt zum Missbrauch

Herodot (5, 92): Über die Tyrannenherrschaft der Kypseliden in Korinth:

Als Kypselos Tyrann geworden war, benahm er sich folgendermaßen: Er verbannte eine Menge Korinther, raubte vielen das Vermögen und weitaus den meisten das Leben. Nach dreißigjähriger Herrschaft starb er eines ruhigen Todes. Ihm folgte sein Sohn Periandros auf den Thron. Er zeigte sich anfangs milder als sein Vater. Als er aber durch Boten mit Thrasybulos, dem Tyrannen von Milet, in Verkehr getreten war, wurde er noch weit blutgieriger als Kypselos. Er schickte nämlich einen Boten zu Thrasybulos und ließ ihn fragen, wie er seine Sache am sichersten einrichten und dabei die Stadt am besten verwalten könne. Thrasybulos führte den Boten des Periandros aus der Stadt, betrat ein Saatfeld und durchschritt es, während er den Boten wiederholt nach dem Zweck seines Kommens aus Korinth befragte. Dabei riß er immer wieder eine Ähre ab, die er über die anderen herausragen sah, und warf sie dann fort, bis er schließlich den schönsten und dichtesten Teil des Feldes mit diesem Tun entstellt hatte. Nachdem er das Feld durchschritten, entließ er den Boten, ohne ihm weiter eine Antwort zu geben. Als dieser nach Korinth zurückkehrte, wollte Periandros begierig den Rat des Thrasybulos erfahren. Der Bote aber erwiderte, er habe keinen Rat erhalten, wundere sich aber, was das für ein Mann sei, zu dem ihn Periandros geschickt habe; der sei ja verrückt und schädige sein eigenes Land. Dabei erzählte er, was er bei Thrasybulos erlebt hatte. Periandros aber verstand sein Tun und erriet, dass Thrasybulos ihm nahelege, die hervorragenden Bürger zu ermorden. So zeigte er offen all sein Wüten gegen seine Mitbürger. Was Kypselos noch versäumt hatte bei Hinrichtung und Verbannung, holte er nach.

Mut für die Freiheit

Herodot (7, 102 - 103): Demaratos – Logos:

Als Demaratos dies hörte, sagte er: „König, da Du durchaus willst, dass ich dir die volle Wahrheit sage, so dass sich nachher nicht etwas als Lüge herausstellt, so höre: In Griechenland ist die Armut von jeher zu Hause; die mannhafte Haltung aber ist anezogen durch Weisheit und strenges Gesetz. Durch sie schützt sich Griechenland gegen Armut und Knechtschaft. Ich muss alle Griechenstämme loben, die im dorischen Gebiet ringsum wohnen, will aber nicht von allen folgendes sagen, sondern von den Lakedaimoniern allein; sie werden fürs erste dein Anerbieten niemals annehmen, das über Griechenland Sklaverei bringt. Dann werden sie sich dir im Kampf stellen, selbst wenn alle übrigen Griechen auf deine Seite träten. Frage nicht, ob sie zahlenmäßig stark genug dazu sind! Sie werden kämpfen, mögen tausend Mann ausgezogen sein oder weniger oder mehr.“

Als Xerxes das hörte, lachte er laut auf und sprach: „Demaratos, was sagst Du da? Tausend Mann sollen gegen ein so großes Heer streiten? Sag doch: du warst ja, wie Du sagst, selbst dieses Volkes König. Wolltest Du zum Beispiel es mit zehn Mann aufnehmen? Und doch, wenn euer Staatsaufbau ganz so ist, wie du es beschreibst, dann müsstest Du als ihr König nach eurer Sitte gegen doppelt so viele Männer bestehen. Denn wenn jeder von ihnen zehn Männern meines Heeres gewachsen wäre, dann verlange ich, dass Du mit zwanzig fertig wirst. Nur so hat deine Behauptung ihre Richtigkeit. Wenn aber Leute von der Art und Größe wie Du und die anderen Griechen, die mit mir ins Gespräch kommen, sich derart rühmen, so sieh zu, dass nicht solche Reden offenbar nur Prahlerei sind. Lass uns doch einmal dies mit aller Wahrscheinlichkeit betrachten: Wie könnten 1.000, 10.000 oder 50.000, die alle gleich frei sind und nicht dem Befehl eines einzigen gehorchen, einem so großen Heer widerstehen? ... Hätten sie nach unserer Art einen einzigen Gebieter, würden sie sich vielleicht aus Furcht vor ihm über ihre Natur hinaus tapfer zeigen und unter Geißelhieben vielleicht trotz ihrer kleineren Zahl auch einen überlegenen Gegner angreifen. Aber ihrem eigenen Belieben überlassen, tun sie sicherlich nichts von alledem. Ich selbst glaube sogar, dass die Griechen

schwerlich gegen die Perser allein kämpfen würden, selbst wenn sie ebenso stark an Zahl wären. Was Du von den Griechen behauptest, das gilt nur für uns Perser, und auch da nicht häufig, sondern ganz selten. Es gibt nämlich unter meinen Lanzenträgern ein paar, die es mit drei Griechen zugleich aufnehmen. Weil Du sie nicht kennst, deswegen redest du soviel Unsinn.“

Freiheit als Voraussetzung für Würde

Herodot (7, 135 - 136): Freiheitsliebe der Spartaner:

Man muss den Mut dieser Männer bewundern und nicht weniger die Worte, die sie gesprochen haben. Auf der Reise nach Susa kamen sie zu Hydarnes. Er war ein Perser von Geburt und Feldherr über alles Volk an Asiens Küste. Der nahm sie gastfreundlich auf und bewirtete sie. Während des Essens fragte er sie: „Männer aus Lakedaimon, warum sträubt Ihr euch, Freunde des Königs zu werden? Ihr seht doch an mir und meiner Geltung, wie der König es versteht, wackere Männer zu ehren. Ihr geltet bei ihm als tapfere Leute. Wenn auch Ihr euch also dem König ergäbet, dann könnte jeder von Euch griechisches Land beherrschen, das der König euch geben würde.“ Darauf antworteten sie folgendes: „Hydarnes, Dein Rat an uns geht nicht von der gleichen Erfahrung aus; das eine nur hast Du erprobt und rätst es uns, das andere aber kennst du nicht. Du verstehst das eine: Sklave zu sein; von der Freiheit aber hast Du noch nicht erfahren, ob sie süß ist oder nicht. Hättest Du sie gekostet, Du würdest uns raten, nicht nur mit der Lanze, sondern auch mit Beilen um sie zu kämpfen.“ So antworteten sie dem Hydarnes. Als sie von dort nach Susa gelangten und dem König vor die Augen traten, weigerten sie sich, vor ihm niederzufallen und ihn fußfällig zu verehren.

Menschliches Verhalten in lebensbedrohlichen Krisen

Thukydides (2, 47 - 53): Über den Pest - Ausbruch in Athen während des Peloponnesischen Krieges:

So wurden die Toten beigesetzt in diesem Winter, und mit seinem Ende war das erste Jahr dieses Krieges abgelaufen. Gleich mit Beginn des Sommers fielen die Peloponnesier und ihre Verbündeten mit zwei Dritteln ihrer Macht, wie das erstmal, in Attika ein, geführt von Archidamos, Zeuxidamos' Sohn, König von Sparta, lagerten sich und verwüsteten das Land. Sie waren noch nicht viele Tage in Attika, als in Athen zum ersten Male die Seuche (Pest) ausbrach. Es hieß, sie habe schon vorher mancherorts eingeschlagen, bei Lemnos und anderwärts, doch nirgends wurde eine solche Pest, ein solches Hinsterben der Menschen berichtet. Nicht nur die Ärzte waren mit ihrer Behandlung zunächst machtlos gegen die unbekanntete Krankheit, ja, da sie am meisten damit zu tun hatten, starben sie am ehesten selbst, aber auch jede andere menschliche Kunst versagte: alle Bittgänge zu den Tempeln, Weissagungen und was sie dergleichen anwandten, half alles nichts, und schließlich ließen sie davon ab und ergaben sich in ihr Unglück. Sie (die Seuche) begann zuerst, so heißt es, in Äthiopien oberhalb Ägyptens und stieg dann nieder nach Ägypten, Libyen und in weite Teile von des Großkönigs Land. In die Stadt Athen brach sie plötzlich ein und ergriff zunächst die Menschen im Piräus, weshalb auch die Meinung aufkam, die Peloponnesier hätten Gift in die Brunnen geworfen (denn Quellwasser gab es dort damals noch nicht). Später gelangte sie auch in die obere Stadt, und da starben die Menschen nun erst recht dahin. Mag nun jeder darüber sagen, Arzt oder Laie, was seiner Meinung nach wahrscheinlich der Ursprung davon war und welchen Ursachen er eine Wirkung bis in solche Tiefe zutraut; ich will nur schildern, wie es war; nur die Merkmale, an denen man sie am ehesten wiedererkennen könnte, um dann Bescheid zu wissen, wenn sie je noch einmal hereinbrechen sollte, die will ich darstellen, der ich selbst krank war und selbst andere leiden sah. Es war jenes Jahr, wie allgemein festgestellt wurde, in bezug auf die anderen Krankheiten grade besonders gesund. Wer schon vorher ein Leiden hatte, dem ging es

immer über in dieses, die andern aber befiel ohne irgendeinen Grund plötzlich aus heiler Haut zuerst eine starke Hitze im Kopf und Rötung und Entzündung der Augen, und innen war sogleich alles, Schlund und Zunge, blutigrot, und der Atem, der herauskam, war sonderbar und übelriechend. Dann entwickelte sich daraus ein Niesen und Heiserkeit, und ziemlich rasch stieg danach das Leiden in die Brust nieder mit starkem Husten. Wenn es sich sodann auf den Magen warf, drehte es ihn um, es folgten Entleerungen der Galle auf all die Arten, für die die Ärzte Namen haben, und zwar unter großen Qualen, und die meisten bekamen dann ein leeres Schlucken, verbunden mit einem heftigen Krampf, der bei einigen alsbald nachließ, bei anderen auch erst viel später. Wenn man von außen anfasste, war der Körper nicht besonders heiß, noch auch bleich, sondern leicht gerötet, blutunterlaufen und bedeckt von einem dichten Flor kleiner Blasen und Geschwüre; aber innerlich war die Glut so stark, dass man selbst die allerdünnsten Kleider abwarf und es nicht anders aushielt als nackt und sich am liebsten in kaltes Wasser gestürzt hätte. Viele von denen, die keine Pflege hatten, taten das auch und zwar in die Brunnen infolge des unstillbaren Durstes. Es war kein Unterschied, ob man viel oder weniger trank. Und die ganze Zeit quälte man sich in der hilflosen Unrast und Schlaflosigkeit. Solange die Krankheit auf ihrer Höhe stand, fiel auch der Körper nicht zusammen, sondern widerstand den Schmerzen über Erwarten. Entweder gingen daher die meisten am neunten oder siebten Tag zugrunde an der inneren Hitze, ohne ganz entkräftet zu sein, oder sie kamen darüber weg, und dann stieg das Leiden tiefer hinab in die Bauchhöhle und bewirkte dort starke Blähungen, wozu noch ein wässriger Durchfall auftrat, so dass die meisten später an diesem starben, vor Erschöpfung. Denn das Übel durchlief von oben her, vom Kopfe, wo es sich zuerst festsetzte, den ganzen Körper, und hatte einer das Schlimmste überstanden, so zeigte sich das am Befall seiner Gliedmaßen: denn nun schlug es sich auf Schamteile, Finger und Zehen, und viele entrannen mit deren Verlust, manche auch mit dem der Augen. Andere hatten beim ersten Aufstehen rein alle Erinnerung verloren und kannten sich selbst und ihre Angehörigen nicht mehr. Denn die unfaßbare Natur der Krankheit überfiel jeden mit einer Wucht über Menschenmaß, und insbesondere war dies ein klares Zeichen, dass sie etwas anderes war als alles Herkömmliche: die Vögel nämlich und die Tiere, die an Leichen gehen, rührten entweder die vielen Unbegrabenen nicht an, oder sie fraßen und gingen dann ein. Zum Beweis: es wurde ein deutliches Schwinden solcher Vögel beobachtet; man sah sie weder sonst noch bei irgendeinem Fraß, wogegen die Hunde Spürsinn zeigten für die Wirkungen wegen der Lebensgemeinschaft mit den Menschen. So also war diese Seuche, von mancher Besonderheit abgesehen, worin der eine sie vielleicht etwas anders erfuhr als ein anderer, aber doch in ihrer Gesamtform. Sonst litt man zu jener Zeit an keiner von den gewöhnlichen Krankheiten, wenn aber doch eine vorkam, so endete sie immer in jene. Die einen starben, wenn man sie liegen ließ, die anderen auch bei der besten Pflege. Und ein sicheres Heilmittel wurde eigentlich nicht gefunden, das man zur Hilfe hätte anwenden müssen - was dem einen genützt hatte, das schadete einem andern - auch erwies sich keine Art von Körper nach seiner Kraft oder Schwäche als gefeit dagegen, sondern alle raffte es weg, auch die noch so gesund gelebt hatten. Das Allerärgerste an dem Übel war die Mutlosigkeit, sobald sich einer krank fühlte (denn sie überließen sich sofort der Verzweiflung, so dass sie sich innerlich viel zu schnell selbst aufgaben und keinen Widerstand leisteten), und dann, dass sie bei der Pflege einer am anderen sich ansteckten und wie die Schafe hinsanken; daher kam hauptsächlich das große Sterben. Wenn sie nämlich in der Angst einander mieden, so verdarben sie in der Einsamkeit, und manches Haus wurde leer, da keiner zu pflegen kam; gingen sie aber hin, so holten sie sich den Tod, grad die, die Charakter zeigen wollten - diese hätten sich geschämt, sich zu schonen, und besuchten ihre Freunde; wurden doch schließlich sogar die Verwandten stumpf gegen den Jammer der Verscheidenden, vor der Übergewalt des Leides. Am meisten hatten immer noch die Geretteten Mitleid mit den Sterbenden und Leidenden, weil sie alles voraus wussten und selbst nichts zu fürchten hatten; denn zweimal packte es den gleichen nicht, wenigstens nicht tödlich. Diese wurden glücklich gepriesen von den anderen und hatten auch selbst seit der Überfreude dieses Tages eine hoffnungsvolle Leichtigkeit für alle Zukunft, als könne sie keine andere Krankheit je mehr umbringen.

Zu all dieser Not kam noch als größte Drangsal das Zusammenziehen von den Feldern in die Stadt,

zumal für die Neugekommenen. Denn ohne Häuser, in stickigen Hütten wohnend in der Reife des Jahres, erlagen sie der Seuche ohne jede Ordnung: die Leichen lagen übereinander, sterbend wälzten sie sich auf den Straßen und halbtot um alle Brunnen, lechzend nach Wasser. Die Heiligtümer, in denen sie sich eingerichtet hatten, lagen voller Leichen der an geweihtem Ort Gestorbenen; denn die Menschen, völlig überwältigt vom Leid und ratlos, was aus ihnen werden sollte, wurden gleichgültig gegen Heiliges und Erlaubtes ohne Unterschied. Alle Bräuche verwirrten sich, die sie sonst bei der Bestattung beobachteten; jeder begrub, wie er konnte. Viele vergaßen alle Scham bei der Beisetzung, aus Mangel am Nötigsten, nachdem ihnen schon so viele vorher gestorben waren: sie legten ihren Leichnam auf einen fremden Scheiterhaufen und zündeten ihn schnell an, bevor die wiederkamen, die ihn geschichtet hatten, andere warfen auf eine schon brennende Leiche die, die sie brachten, oben darüber und gingen wieder. Überhaupt kam in der Stadt die Sittenlosigkeit erst mit dieser Seuche richtig auf. Denn mancher wagte jetzt leichter seinem Gelüst zu folgen, das er bisher unterdrückte, da man in so enger Kehr die Reichen, plötzlich Sterbenden, tauschen sah mit den früher Besitzlosen, die miteins deren Gut zu eigen hatten, so dass sie sich im Recht fühlten, rasch jedem Genuss zu frönen und zu schwelgen, da Leib und Geld ja gleicherweise nur für den einen Tag seien. Sich vorauszuquälen um ein erwähltes Ziel war keiner mehr willig bei der Ungewissheit, ob man nicht, eh man es erreiche, umgekommen sei; aber alle Lust im Augenblick und was gleichviel woher, dafür Gewinn versprach, das hieß nun ehrenvoll und brauchbar. Da war keine Schranke mehr, nicht Götterfurcht, nicht Menschengesetz; für jenes kamen sie zum Schluss, es sei gleich, fromm zu sein oder nicht, nachdem sie ohne Unterschied so viele hinstirben sahen, und für seine Vergehen gedachte keiner den Prozess noch zu erleben und die entsprechende Strafe zu zahlen; viel schwerer hänge die über ihnen, zu der sie bereits verurteilt seien, und bevor die auf sie niederfalle, sei es nur recht, vom Leben noch etwas zu genießen.

3.3. Johann Wolfgang von Goethe:

Die Legenden über einen Gelehrten namens Faust erlangten durch ein Volksbuch aus dem 16. Jahrhundert enorme Bekanntheit und verbreiteten sich in ganz Europa. Bereits vor Goethe, aber auch zu seinen Lebzeiten wurde der Stoff häufig adaptiert, d.h. viele Schriftsteller ließen sich durch die Vorlage zu eigenen Werken inspirieren. Offensichtlich beflügelte die Geschichte eines Gelehrten, der die Begrenztheit seines Wissens überwinden will, indem er einen Pakt mit dem Teufel schließt, die Phantasie der Schriftsteller.

Auch Goethe als umfassend gebildeter Schriftsteller konnte sich dieser Faszination nicht entziehen. Der Fauststoff bewegte ihn bereits während seiner Studienjahre. Eine erste Version seines Dramas Faust verfasste er während der Phase des ‚Sturm und Drang‘ in den 1770er Jahren. Diese erste Version schrieb er im Laufe der Zeit um und erweiterte sie, bis er 1806 „Faust, der Tragödie erster Teil“ veröffentlichte. Kurz vor seinem Tode stellte Goethe „Faust, der Tragödie zweiter Teil“ fertig. Das Werk erschien posthum 1832.

Nur wenige Menschen bringen es fertig, sich aus freien Stücken über einen derart langen Zeitraum für etwas zu begeistern und zu motivieren, das sie als sinnstiftende Lebensaufgabe begreifen. Von diesen Wenigen gibt es noch weniger, die mit einer derartigen Sprachbegabung versehen sind wie Goethe. Und von diesen Wenigen wiederum sind es noch weniger, denen vergleichbare Bildung und Wissbegier eigen ist. Diese Umstände bilden wichtige Berührungspunkte des Fauststoffs mit dem Leben Goethes.

Einem hochbegabten und äußerst produktiven Schriftsteller wie Goethe war das Streben nach Vollendung alles andere als fremd. Um sie zu erreichen, schreckte er nicht vor der ein oder anderen Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst und andere zurück. Gerade in dieser Charaktereigenschaft offenbart sich das sprichwörtlich gewordene faustische Wesen, welches zuweilen das Höchste um den Preis des Niederen zu erreichen trachtet. In einem noch umfassenderen Sinne erkennt man das Streben nach Vollendung darin, dass Goethe ein Werk hinterlassen wollte, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte.

Wäre der Faust aber nur eine verlängerte Biographie Goethes, er wäre heute kaum einer Erwähnung wert. „Der Faust ist die gewaltigste Dichtung in unserer Sprache.“, schreibt Dietrich Schwanitz in seinem Buch: „Bildung. Alles, was man wissen muss.“ Vieles rechtfertigt dieses Urteil. Die Sprache des Faust bringt in einem eingängigen, zeitlosen, aber stets kunstvollen Deutsch durchdringende Einsichten zum Ausdruck. Davon zeugen die vielen berühmt gewordenen Faustzitate. Doch auch inhaltlich besticht das Werk. Faust erzählt die Krise eines Gelehrten, aber auch die Überwindung derselben durch die Einsicht in die eigene Begrenztheit, die nicht zur Resignation, sondern zur Zufriedenheit führt.

Goethe zeichnet im ersten Teil einen ungenügsamen Faust, der weder mit seinen Forschungen noch mit seinem Privatleben zufrieden ist. Diese Situation nutzt Mephistopheles aus und bietet ihm einen Pakt an. Mephistopheles verspricht Faust, seinen Selbstzweifeln abzuhelfen und ihn zufrieden zu stellen, wenn dieser ihm seine Seele verpfändet. Sobald Faust zum Augenblicke sagen soll, „Verweile doch, du bist so schön“, darf der Teufel sich seiner Seele bemächtigen. Im Kontrast zu dieser düsteren Verbindung steht im ersten Teil der Tragödie die unschuldige junge Frau namens Gretchen, in die sich Faust verliebt. Faust bedient sich bei seinem Werben um Gretchen der diabolischen Hilfe. Dies hat tragische Folgen. Gretchen verliert ihre Unschuld, Faust tötet ihren Bruder, und das im Grunde herzensgute Mädchen wird zur Kindsmörderin.

Im zweiten Teil erleben wir Faust als Machthaber, der mit der Zeit lernt, von Mephistopheles unabhängiger zu werden, indem er sich seine Kenntnisse über die Natur und den Menschen zunutze macht. Somit emanzipiert sich Faust Schritt für Schritt von Mephistopheles, indem er sich von fremder Leitung und Einflüsterung frei macht und sich bei seinem Wirken auf seine eigenen Fähigkeiten besinnt. So lernt Faust, sich selbst zu akzeptieren und sein Streben auf realistische Ziele zu richten. Faust verleiht ganz am Ende diesem Gefühl Ausdruck. Bereits erblindet, hört er das Geräusch von Arbeitern. Er glaubt, dass diese im Begriff seien, nach seinen Plänen einen Küstenstreifen als Bauland zu erschließen. In Wahrheit jedoch schaufeln sie sein Grab. Faust

erschaut das Prinzip des Lebens, das für ihn darin besteht, tagtäglich um die Freiheit zu ringen, die man erst in diesem Kampf um sie erwerben könne. Dieses Prinzip lehrt ihn die Demut vor seinem irdischen Dasein und lässt ihn nicht mehr resignieren. Vielmehr ist er beseelt, weil er nun weder das Unmögliche erstrebt noch sich dem haltlosen Müßiggang überlässt. Dieses Prinzip gefunden, sieht er sich selbst im Angesicht des Höchsten und sein Leben in den Dienst der Guten Sache gestellt und überwindet damit auch die Angst der eigenen Endlichkeit, denn diese fügt sich ein in die Ewigkeit, ist eine Spur in ihr, die nicht vergehen wird. Es ist ein Vorgefühl auf die Unendlichkeit und das Glück, das Prinzip des Schönen, Guten und Wahren erblickt zu haben, was ihn zu dem Ausspruch bringt, dass er im Vorgefühl solchen Glücks sagen könnte: „Verweile doch, du bist so schön.“ Obwohl Faust den Konjunktiv seinem Ausspruch voranstellt, sieht der Teufel den Vertrag erfüllt und will seine Seele holen. Doch die Engel erretten Faustens Seele. Sie begründen die Errettung von Faustens Seele mit den Worten: „Wer stetig strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Diese knappe Zusammenfassung kann nur einen unzulänglichen Eindruck von diesem Werk geben. Faust lotet das Höchste und das Tiefste der menschlichen Existenz aus. Die niederen Instinkte, der pure Egoismus spielen im Faust ebenso eine Rolle wie das Streben nach dem Edlen, Schönen und Guten. Entfaltet wird dieser Kampf von den zwei Seelen in einer Brust vor dem Hintergrund der europäischen Geistesgeschichte. Goethe war der Ansicht, dass alles Gescheite bereits gedacht worden sei und die Aufgabe der Dichter und Denker darin bestehe, es variierend noch einmal auszudrücken. Im Faust hat Goethe vieles Geistreiche noch einmal gedacht und in Literatur verwandelt. Wer mehr erfahren möchte, der nehme am besten eine kommentierte Ausgabe von Goethes Faust zur Hand und lese. Es lohnt sich.

Von Marco Schäfer

3.4. Thomas Mann:

Thomas Mann war ein Schriftsteller, der früh erwachsen werden musste. Der Tod seines Vaters fiel in seine Jugendzeit. Daraufhin erlebte die Familie den Verkauf des väterlichen Geschäftes. Es müssen diese Erfahrungen und die Selbsterkenntnis, dass er nicht zum Kaufmann geboren war, sondern eher die musischen Begabungen seiner Mutter geerbt hatte, gewesen sein, die, verbunden mit einem unbändigen Ehrgeiz und Arbeitseifer, den 22-jährigen veranlassten, den mehrere hundert Seiten umfassenden Roman „Die Buddenbrooks“ zu schreiben, für den er im Jahre 1929 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde. Bei Buddenbrooks handelt es sich, wie der Untertitel verrät, um den Verfall einer Familie. Der Roman erzählt über vier Generationen hinweg vom Leben einer Lübecker Kaufmannsfamilie.

Johann Buddenbrook, der Ältere, steht noch für den ungebrochenen Aufstiegswillen des aufstrebenden Bürgertums. Sein Sohn Jean Buddenbrook, auch Konsul Buddenbrook genannt, ist bereits gespalten in seiner teilweise verstiegenen Religiosität und Naivität gegenüber seiner Umwelt. Auch hat er nicht immer den Überblick über die Finanzen seines Unternehmens. Sein Sohn Thomas Buddenbrook übernimmt zwar die Geschäfte nach dem Tod des Vaters mit Disziplin und Zuversicht und schafft es dadurch gute Umsätze zu machen, aber er heiratet eine holländische Künstlerin, die ihm einen schwächlichen Sohn schenkt. Außerdem gelingt es ihm nach und nach immer weniger seine todessüchtigen Gedanken aus seinem Kopf zu vertreiben.

Sein Bruder Christian ist ein Bohemien und Müßiggänger, den der Bruder nur loswird, indem er ihm sein Erbe ausbezahlt. Die Schwester Tony ist ein einfältiges Ding, das zweimal den falschen Mann heiratet. Nachdem Thomas Buddenbrook an einem Schlaganfall stirbt, bleibt nur noch sein Sohn Hanno Buddenbrook, der den Namen weitervererben könnte. Doch der letzte männliche Nachfahre der Buddenbrooks stirbt im jugendlichen Alter. Zeitgleich mit dem Niedergang der Familie Buddenbrook vollzieht sich der Aufstieg der konkurrierenden und rücksichtslosen Familie Hagenström.

Liest man eine Zusammenfassung dieser Geschichte, so wird man sich vielleicht fragen, worin das besondere dieses Romans bestehe. Thomas Mann war dies selbst nach eigenen Aussagen zunächst nicht klar, weil er nur über das geschrieben hatte, was er aus eigener Anschauung kannte, natürlich nicht ohne es stark zu fiktionalisieren. Für diese realistische Verfahrensweise mag auch sprechen, dass nach dem Erfolg des Romans in Lübeck Listen kursierten, mit deren Hilfe die fiktiven Figuren des Romans ihren tatsächlichen Vorbildern zugeordnet werden konnten.

Sind die Buddenbrooks also nur ein historischer Roman mit Lokalkolorit. Nein, das Buch ist einer der ersten deutschen Romane von Weltrang. In ihr wird die Befindlichkeit einer deutschen Kaufmannsfamilie im Deutschland des 19. Jahrhunderts exemplarisch erzählt. Die Virtuosität, mit der dies geschieht, verblüfft angesichts der jungen Jahre des Autors. Thomas Mann zeichnet ein präzises Sittenbild, indem er den Figuren Vielstimmigkeit verleiht. So spricht zum Beispiel die Konsulin Buddenbrook Niederdeutsch, gespickt mit französischen Floskeln, um ihre guten Sitten zu bezeugen. Eine weitere in seinem späteren Werk immer wieder anzufindende literarische Technik verwendet Thomas Mann bereits in den Buddenbrooks. Er setzt Leitmotive ein, die er über den gesamten Roman hinweg anklingen lässt. Somit werden die einzelnen Szenen und Charaktere auf scheinbar natürliche Weise miteinander verknüpft. Ein weiteres Stilmittel, das Thomas Mann sein Leben lang beibehalten wird, findet in seinem ersten Roman bereits Eingang, es ist die Ironie. Der Erzähler verfährt nicht wie ein Richter mit seinen Figuren, denen er ihre Verfehlungen vorhält, sondern schildert deren Schwächen mit feiner Ironie.

Von Marco Schäfer

3.5. Franz Kafka:

Franz Kafka war im Gegensatz zu beispielsweise Thomas Mann ein Schriftsteller, der einer geregelten Tätigkeit nachging, solange sein Gesundheitszustand dies zuließ, denn der Schriftsteller litt an der zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch unheilbaren Krankheit Tuberkulose. Als Angestellter einer Versicherung in Prag ging er tagsüber seinem Beruf nach und schrieb häufig nachts.

Kafka war im Gegensatz zu Thomas Mann kein realistischer Autor, aber trotzdem entstand sein Werk, insbesondere der Prozess, in der Auseinandersetzung mit der Lebenswirklichkeit seiner Zeit. Im Prozess schreibt Kafka über eine sich verselbstständigende Bürokratie, in welcher der Mensch aufgerieben wird. Der Prozess beginnt mit folgendem berühmt gewordenen Satz: „Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.“ Dieser erste Satz nimmt bereits jene Verstörung vorweg, die den Roman durchzieht. Josef K. ist sicher, unschuldig zu sein und dies auch beweisen zu können, wird aber immer wieder verunsichert. Selbst der Leser kann nicht entscheiden, ob sich die Hauptfigur tatsächlich etwas zu Schulden kommen lassen hat oder nicht. Jedenfalls scheint sich ein Netz von Verdächtigungen um Josef K. zu schließen, das ihn selbst an seiner Unschuld zweifeln lässt. Die Paranoia wird noch dadurch verstärkt, dass er Vorladungen erhält und als Angeklagter behandelt wird, aber wieder gehen, ja sogar seinen Beruf weiterhin ausüben darf. Kein einziges Mal wird offen ausgesprochen, was der Angeklagte sich habe zu Schulden kommen lassen.

Kafka hat mit seinem Werk eine Parabel auf eine entmenslichte Bürokratie geschrieben, die willkürlich zuschlägt. Wenn wir von einer anonymen Bürokratie sprechen, so nennen wir sie, wenn sie besonders krasse Auswüchse annimmt in Anlehnung an den berühmten Autoren ‚kafkaesk‘. Vergleichen wir die Stimmung dieses Romans mit den Aufzeichnungen von politisch verfolgten Autoren des 20. Jahrhunderts, so finden wir in dem Roman bereits eine beklemmende Vorwegnahme. Die Welt wirkt normal, ist aber für den Verfolgten aus den Fugen geraten. Wer mehr über diese zugegebenermaßen düstere Stimmung erfahren will, der lese „Der Prozess“.

Von Marco Schäfer